

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Für Arbeit und Besinnung. 1947-1952 1952

14 (15.7.1952)

BEILAGE ZU
FÜR ARBEIT UND BESINNUNG

Karlsruhe, 15. Juli 1952

6. Jahrgang / Nr. 14

HANDREICHUNG FÜR DIE PREDIGT

8. Sonntag n. Trin.: Ez 33, 10—11

Zur Situation:

Den zehn Jahre vor dem Fall Jerusalems bereits nach Babylon Deportierten (2 Kö 24, 14 ff.) entsteht in dem mitverbannten Hesekiel der prophetische Seelsorger. Während sein Buch bis zum Kapitel 32 Droh- und Mahnworte enthält, die teils den Mitgefangenen, teils den heidnischen Völkern gelten (pars destruens), beginnt in Kapitel 33 der positive Teil seiner Verkündigung (pars construens). Heilsweissagungen und mehrfache Ankündigung der Errettung sind die Charakteristika dieses zweiten Teils. Den Wendepunkt in Hesekiels Verkündigung bildet der endgültige Fall Jerusalems. Lange hat er schweigen müssen (32, 22 und 24, 25—27). Schließlich kommt der angesagte „Entronnene“ (33, 21) und meldet den Fall Jerusalems. Bestürzung und tiefe Niedergeschlagenheit erfassen das gefangene Volk. Jetzt haben sie keine Hoffnung mehr. Solange Jerusalem noch stand, war immer noch Hoffnung, denn Gott war immer noch mitten unter seinem Volk! Aber das ist jetzt aus und vorbei. Die Stadt Gottes ist in den Händen der Feinde. Damit ist die Hoffnungsquelle zugeschüttet, aus der sie immer noch Trost in ihrem Elend geschöpft hatten. War auch die Brücke zur Heimat seit zehn Jahren zerstört — der Pfeiler stand noch. Solange dies der Fall war, war Rückkehr nicht undenkbar. Jetzt aber war auch dieser Pfeiler gefallen. Jetzt sind sie ganz abgeschnitten. Jetzt sind sie wie Holzsplitter im großen Völkermeer. Unter der prophetischen Predigt (cf. vor allem 18, 6—8) erwächst bei ihnen die Erkenntnis ihrer Sünde. Was im Heiligkeitgesetz angekündigt worden war (Lv 26, 38—39), scheint jetzt in Erfüllung gehen zu wollen. Es ist um sie ein Geruch des Todes zum Tode (2 K 2, 16). „Daß wir darunter vergehen“, ist sehr drastisch und kann fast mit „verwesen“ gleichgesetzt werden („maqaq“ eigentlich zerfließen, hinfaulen, wie in Ps 38, 6). Das vom Leben abgeschnittene Volk verwest und wird bald einem Feld voller Totengebeine gleichen (Kap. 37). Unter der Last der Sünde werden sie förmlich zu Tode gedrückt. Ihre Krankheit ist zum

Aus dem Inhalt: Handreichung für die Predigt: 8. und 9.
Sonntag n. Trin. / Mitteilungen / Neue Bücher / Buch-Voranzeige.

Tode (Js 1, 5 ff.). In diese radikal hoffnungslose Situation spricht der Prophet sein „ne'um Jahwe“.

Zur Meditation:

Bezeichnend ist, daß der Spruch Jahwes zunächst die Erkenntnis der Verzweifelten verstärkt: sie werden als Sünder, als Gottlose bestätigt. Aber nicht darin besteht ihre Rettung, daß Gott diese Gottlosigkeit ignoriert, daß er über die Sünde hinwegsieht. Es ist immer so, daß Gottes Wort die Sünde erst aufdeckt, ja sie als solche erst richtig erscheinen läßt. Aber dieser offenkundig gewordenen Sünden- und Todesmacht wird nun der ganze volle Lebenswille Gottes entgegengesetzt. Es ist, als ob der Todeswelt nun ganz realiter die Lebenswelt gegenübergestellt würde. Der lebendige Gott schwört, und zwar schwört er bei dem, was das Letzte, das Entscheidende ist: bei seinem Leben! Es wird nicht ein tröstlicher Gedanke über Sündennot und Todesverhängnis ausgesprochen, nicht eine milde Linderung als „Balsam ins zerrissene Herz“ geträufelt — dieser schrecklichen Realität tritt der lebendige Gott selbst als Realität entgegen. Gott ist der Sünde und des Todes Feind! Es ist hier ähnlich wie bei jenen NT-Stellen, die uns von der Begegnung Jesu mit der Macht des Todes berichten. Jesus ergrimmt über diese schreckliche Macht und wirft sich ihr entgegen, um ihr die Beute zu entreißen! Gott will den Tod nicht. Er setzt sein Leben ein — gegen den Tod. Was auf Golgatha in Vollendung geschah, hier ist es im Eid Gottes bereits zugesichert. Was aber nützt dieses Wissen um Gott als Quell des Lebens, als Feind des Todes solchen, die sich von ihm gelöst haben? Jeder König wird die Vernichtung des Aufrührers und Empörers nicht nur als Prestigefrage ansehen, er wird auch eine gewisse Satisfaktion darin erblicken. Es handelt sich doch hier um eine höchst logische Gesetzmäßigkeit: Wo Gott ist, ist Leben. Wo Gott nicht ist, ist Tod. Mag auch Gott des Todes Feind sein, was hilft es denen, die sich von Gott lossagten und damit den Tod wählten? Jetzt aber wird der Gottesspruch zum vollen Evangelium: Gott will nicht nur den Tod nicht, er will auch nicht, daß der Gottlose (!) ihm anheimfällt (cf. Ez 18, 21 ff.; 1 Tm 2, 4; 2 Pt 3, 9). Warum ist das so? Hier wird jeder Gedanke an Prestige, Satisfaktion und Gesetzmäßigkeit weggespült durch etwas ganz Neues und ganz Großes. Warum will Gott den wohlverdienten und selbstgewählten Tod des Gottlosen nicht? Es gibt nur eine Antwort: aus Liebe. Aus Liebe will Gott das Leben. Was ist das für ein Leben? Charakteristisch für die Botschaft der Propheten (insbesondere für Hesekiel) ist die jeweilige Doppelbedeutung solcher Aussagen. Gemeint ist zunächst das „Davonkommen“, das Am-Leben-Bleiben in dem Gericht, das begonnen hat. Dann aber ist die stark eschatologische Bestimmtheit dieses Lebens unverkennbar. Es geht um ein ganz neues Leben. Das alte Leben ist nach dem Zusammenbruch ja doch nicht mehr reparierbar. Es geht um das Leben der neuen Heilsgemeinde, die Gott auf Erden sammeln wird. Bedarf es bei dieser zugesagten Errettung irgendwelcher Voraussetzungen? Ja, selbstverständlich. Aber diese Voraussetzungen sind nicht auf seiten des Menschen, sondern einzig auf Gottes Seite. Für den Menschen bleibt das „Sich-Bekehren“, das Hinübertreten vom Todesweg auf den Weg Gottes (wir übersetzen nicht mit Luther „Wesen“, sondern „Weg“!). Es ist nicht einzusehen, wie einer,

dem der Weg zum Leben eröffnet wird, auf dem Weg bleibt, der in den Tod führt.

Zur Predigt:

Eine Gliederung ergibt sich von selbst aus dem Text.

1. Die Verzweiflung der Sterbenden.
2. Der Lebenswille des lebendigen Gottes.
3. Aus Liebe will Gott, daß der Gottlose lebe.
4. Wer wird da noch auf dem Weg des Todes bleiben wollen?

Wer sich an Themen freut, nehme das Leitwort des Kirchentages: „Wählt das Leben!“ Die Predigt kann beginnen mit der Darlegung der damaligen Situation. Man hüte sich aber vor der immer noch so beliebten Gleichsetzung: Katastrophenstimmung damals — Katastrophenstimmung heute. Die ist nämlich gar nicht weit verbreitet. Sie herrscht meist nur an den Schreibtischen der Prediger. Unsere Haltung ist weit mehr jener müden Resignation der nachexilischen Restgemeinde ähnlich. Es wird besser sein, wir bleiben zunächst ganz im „Historischen“, weisen aber nachdrücklich darauf hin, wie tief dort die Erkenntnis war, daß zwischen Gericht und Sünde, zwischen Schuld und Tod ein schrecklicher Zusammenhang besteht. Wir versäumen nicht, klarzumachen, daß unter der prophetischen Predigt jene Erkenntnis erwuchs. Es wird nichts schaden, wenn wir auf Ez 18, 6—8 rekurrieren und jene Sünden nennen: Gottlosigkeit in Gestalt des Götzenkultes, in Gestalt der Zuchtlosigkeit, in Gestalt der Unbarmherzigkeit den Armen gegenüber. Darin sind wir jenen Leuten doch sehr ähnlich. Und war es bei ihnen brennende Verzweiflung und ist es bei uns völlige Stumpfheit und Ergebenheit („man kann ja doch nichts ändern, es kommt, wie es kommen muß“), so ist dies das Gemeinsame: wir sind alle ohne Hoffnung!

Gott aber ist und bleibt der Gott des Lebens. Gott und Tod sind radikalste Gegensätze („Du, Gott, hast nicht den Tod gemacht, ihn hat die Sünd auf uns gebracht . . .“). Mit ein paar vagen Hoffnungen ist es hier nicht getan. Gott stellt sich selbst dem Tod entgegen. Hier verkünden wir ganz christozentrisch bis hin zum letzten Kampf auf Golgatha. „Es war ein wunderlicher Krieg, da Tod und Leben rungen . . .“ Dieser Lebensentsatz Gottes wird im Prophetenwort mit stärkster Gewisheit angesagt. „Gott schwört bei seinem Leben, daß er dich nicht verlassen will.“ Hat Gott diesen Schwur gehalten? Sind wir nicht doch ganz von Gott verlassen? Umgekehrt ist es: wir haben ihn verlassen. Wie klar haben die Damaligen erkannt: unsere Sünden und Missetaten. Also das, was wir taten, das ist's, was den Tod bewirkt. Wir haben uns entschieden. Wir haben Gott, die lebendige Quelle, verlassen (Jer 2, 13). Darum sind wir im Tod. Und selbst wenn unter uns keine echte Todesangst mehr ist, wenn wir ihn als Ende der Qual begrüßen, so ist doch das stumpfe Dahinleben viel schlimmer . . . es ist ein permanenter Tod! Was hilft uns zu wissen: Gott ist Leben schlechthin?

Der Schwur Gottes umfaßt gerade die Gottlosen. Unbegreiflich, aber ergreifend. Das ist purste Liebe. So Gott die Frommen liebt, was tut er dann Sonderliches? (Mt 5, 47). Wäre das überhaupt Liebe? Das wäre Vergeltung, Entgelt, Bezahlung. Das erst ist Liebe, wenn sie dennoch und trotzdem geschieht. Ja, sie geschieht! Es geht nicht um Liebesgesin-

nung, diese Liebe ist Tat. Ist Errettung. Sie schenkt Leben. Hier und dort. Das alte Leben zerbricht. Das Wesen dieser Welt vergeht (1 K 7, 31). In dieser alten Welt geschieht es nicht nur, daß Gottes Stadt den Heiden anheimfällt. Auch Gottes Sohn gerät in ihre vernichtenden Hände. Seither ist von dieser Welt nichts mehr zu hoffen. Suchen wir nicht doch immer wieder nach dem „Silberstreifen am Horizont“ und meinen, daß „sich der Geist der Zeiten auf etwas Bessres schickt“? (so sang man im Rationalismus). Das verheißene Leben besteht nicht in der Reparatur des alten. Das alte vergeht, es wird alles neu!

Was bleibt zu tun? Der Weg ist eröffnet. Wir können ihn betreten. Wir sind auf ihn gerufen. „Siehe, ich habe dir heute vorgelegt das Leben und das Gute, den Tod und das Böse“ (Dt 30, 15). Kaum verständlich, wenn einer da noch zaudert. Darum: „Wählt das Leben!“

Liedvorschläge: 169; 282; 167; 205; 188 (EKG.).

Karl-Heinz Schoener

9. Sonntag n. Trin.: 1 Kö 18, 21

Der Predigttext ist das Kernwort der Erzählung von dem Gottesurteil auf dem Karmel. „Ihr Thema ist offenbar die Durchsetzung der alleinigen Anerkennung und Verehrung Jahwes im Reiche Israel, und dieses entscheidende Anliegen kommt in ihr dadurch zu einem aufs höchste gesteigerten Ausdruck, daß alles, was dem Ausschließlichkeitsanspruch Jahwes entgegensteht, in der Gestalt eines einzigen Gottes und Gottesdienstes zusammengefaßt wird: Ist Jahwe der Gott, so folget ihm; wenn aber Baal, so dem“ (Alt i. d. Festschrift Georg Beer usw., 1935, S. 3). Nach W. Eichrodt (Theologie des AT, I S. 106, 1948) führen „die denkwürdigen Worte, die uns vom Höhepunkt dieses Kampfes überliefert werden (18, 21. 37)“, über die Forderung der Monolatrie weit hinaus, denn „sie zeigen deutlich, daß hier mehr ist als nur ein Machtkampf zweier Gottheiten um ihr Herrschaftsgebiet . . . In Elias Worten liegt die Gewißheit, daß es außer dem Gott Israels in Wirklichkeit keine Götter gibt, die diesen Namen verdienen; d. h. wir haben es sichtlich mit praktischem Monotheismus zu tun.“ Es könnte von solchen Formulierungen her erscheinen, als ob der Text ganz der Religionsgeschichte angehöre und keinerlei Gegenwartsbezogenheit besäße. Denn wenn der moderne Mensch überhaupt „an einen Gott glaubt“, dann ist es für ihn eine Selbstverständlichkeit, daß es nur einen Gott gibt. Auch wenn Eichrodt (a. a. O. S. 107) „alle auf spekulativem Wege errungenen monotheistischen Gottesauffassungen“ als „blasse Abstraktionen ohne innere Kraft“ klar abgrenzt gegen den „lebenskräftigen, sittlichen Monotheismus“ Israels, der dadurch entstand, daß „der nahe Gott, Jahwe, überall das Leben beherrschte und aus der praktischen Erfahrung seiner Wirklichkeit das Gottesbild Israels erwachsen ließ“, durchbricht er den Horizont eines religionsgeschichtlichen Evolutionismus nicht. Das geschieht erst, wenn die Gottesgewißheit des Elia durch Offenbarung im Sinne eines souveränen Aktes der Selbstbezeugung und Selbsterschließung Gottes gewirkt verstanden wird, die in Jesus Christus ihr Ziel und ihre Vollendung hat. Dann kann und muß aber auch das Entweder — Oder,

vor das Elia die auf dem Karmel im Angesicht des zerbrochenen Jahwe-Altars versammelte Volksgemeinde stellt, als eine heute und hier der Verkündigung gegenüber geforderte Entscheidung bezeugt werden. Weiterhin folgt aus der Tatsache, daß AT und NT von denselben Buchdeckeln eingeschlossen sind, das theologische Recht und die Pflicht, Jahwe-Nachfolge heute und hier als Christus-Nachfolge zu beschreiben. Nicht im geringsten weniger aktuell und konkret als die Jahwe-Nachfolge wird uns die Baal-Nachfolge, wenn wir bei Rudolf Kittel „Gestalten und Gedanken in Israel“ (1925, S. 171) lesen: „Ihr (Isebels) Plan und das Ziel ihres Ehrgeizes ist, das zurückgebliebene, in harmloser Bäu-erlichkeit seinen Weg gehende Israel mit den Segnungen einer fortgeschrittenen Religion und Kultur zu beglücken. Nur Baal, nur die dionysische Kultur, nur die freie, ungehinderte Betätigung der menschlichen Natur und ihrer natürlichen Impulse ist des Menschen würdig. Das Evangelium der Freiheit des ungebundenen, hemmungslosen Sichauslebens! Wie oft haben wir es seitdem vernommen bis auf unsere Tage! Und wieviel Tausende hat es schon betört! Isebel von Tyrus ist die Stammutter dieses Evangeliums der Menschheitsbeglückung.“ Es geht also bei diesem Willen, sich auszuleben, wahrhaftig nicht nur um die Befriedigung der sog. niederen Triebe, sondern auch um deren Sublimierung in Kunst, Wissenschaft und Religiosität.

Angesichts dieser Zeitlosigkeit dessen, was Baals-Nachfolge ihrem Wesen nach ist, wird nun auch der Skopus des Elia-Wortes erschreckend gleichzeitig: Welches Bild auch dem Propheten vorschwebt, ob das eines kultischen Hink- oder Hüpfanzes oder das eines zwischen zwei Ästen hin- und herhüpfenden Vogels, immer wendet sich sein Wort gegen jeden Versuch, Jahwe-Nachfolge mit Baal-Nachfolge zu verbinden, zu vermengen, zu verwechseln. Unser Predigttext findet seine neutestamentliche Auslegung darum weniger mit Mt 6, 24 als vielmehr durch 1 K 5, 6 ff.; 10, 14 ff. und 2 K 6, 11 ff. (vgl. Bösingers Besprechung des Monatsspruches Juni). Wenn aber erkannt und anerkannt ist, daß es kein irgendwie geartetes Sowohl—Als auch, sondern nur ein klares Entweder—Oder zwischen Jahwe-Nachfolge und Baal-Nachfolge gibt, dann wird es zur brennendsten Frage, wie es überhaupt möglich ist, die Herrschaft der „natürlichen Impulse“ zu brechen und ihnen abzusagen und an ihrer Statt den Jahwe-Impulsen (venia verbo!) Raum zu geben. Die Antwort bleibt Elia schuldig; ja die gesamte Prophetie deutet nur verheißend auf sie hin (vgl. Jer 31, 31; Ez 36, 26. 37 u. dgl.). Gegeben wird sie erst mit J 3 und R 6—8.

Die Predigt könnte die Gestalt einer klar gegliederten Homilie bekommen. Sie geht davon aus, daß gemeinhin wir es sind, die fragen: „Wie lange noch?“ Wir stellen mit Leidenschaft und Ungeduld, in Klage und Anklage unsere Ultimata. Und nun antwortet es genau aus der Richtung, in der unsere Ultimata abgehen, mit einem Gegen-Ultimatum (V. 21 a). Letzteres wäre nun inhaltlich zu entfalten, indem wir anknüpfend an das Zitat aus Kittel zeigen, was das Wesen der Baal-Nachfolge ist, dagegen die ultimative Forderung der Jahwe-Christus-Nachfolge stellen und uns aufdecken lassen, wie gerade wir, Prediger und Predigt-hörer, beide immer wieder miteinander verbinden und vermengen. Un-

abdingbar und unausweichlich drängt das Wort Gottes von Mose (1. Gebot!) bis hin zum Seher der Offenbarung auf Entscheidung und Entschiedenheit. Wie aber sind sie möglich? Das Schweigen des Volkes ist nicht nur Zeichen seines Unwillens, sondern auch seines Unvermögens. Das Gottesvolk scheitert an diesem Entweder—Oder als Gesetz und Forderung. Im Schnittpunkt des Quo usque tandem des Menschen, der selbst Gott seinem Willen, sich auszuleben, dienstbar macht, und des Quo usque tandem Gottes, der den Menschen auf Gnade und Ungnade für sich will, steht das Kreuz Jesu Christi — und seine Auferstehung. Wer in und mit dem Gekreuzigten selber stirbt, der stirbt in immer neuer „Übernahme“ dieses Kreuzestodes der groben und feinen Triebhaftigkeit ab und empfängt positiv das Leben und die Kraft der Christus-Nachfolge aus der Lebenswirklichkeit des Auferstandenen. Was auf dem Karmel Gesetz war, das Zorn und Tod anrichtete, das wird auf Golgatha zum Evangelium, das Friede und ewiges Leben stiftet.

Robert Zitt

MITTEILUNGEN

Zum 10. Sonntag nach dem Dreieinigkeitsfest

Die Schweizerische Evang. Judenmission, bei uns seit Jahrzehnten bekannt als „Verein der Freunde Israels“, steht in Deutschland vor einer bedeutsamen Umstellung. Sie hatte seit Kriegsende ihre Arbeit in Ulm und um Ulm rum, in den Unterbringungslagern der Juden in Württemberg, Bayern und Hessen getan. Die Arbeit an den „Lagerjuden“ ist fast völlig beendet, und wir sind dankbar, daß diese Gelegenheit unsererseits nicht unbenützt blieb. Viele Juden haben da ein christliches Zeugnis gehört, viele auch das Neue Testament empfangen und in das Land mitgenommen, in das sie inzwischen ausgewandert sind, so nach Israel und nach Amerika.

Nun haben wir die Arbeit an den bei uns wieder seßhaft gewordenen Juden vor uns. Sie ist schwieriger als die bisherige, aber die christliche Kirche darf sie nicht ungetan lassen. Wir haben uns vorgenommen, in Frankfurt/Main zu arbeiten. Es wird nicht leicht — und nicht billig — sein, einen Missionsarbeiter, womöglich mit seiner Familie, dort unterzubringen.

Wir bitten darum die Gemeinden, durch ihr Opfer die Berufung des neuen Missionsarbeiters und seine Entsendung nach Frankfurt zu ermöglichen. Wenn wir unsere christliche Verpflichtung gegenüber dem Volk Israel erkannt haben, werden wir auch mit unseren Gaben dazu beitragen wollen, daß, wo immer wir die Juden erreichen können, ihnen das Heil in Christo verkündigt werde. Es liegt nahe, am 10. Sonntag nach dem Dreieinigkeitsfest, an dem die Kirche Israels gedenkt, das Opfer der Gemeinde der Judenmission zuzuwenden. Wir bitten herzlich darum.

Im Auftrag der Schweizerischen Ev. Judenmission:
Pfarrer Daniel Schubert

Zahlungen gehen an: Herrn Rechner Ernst Ruff, Stuttgart-Degerloch, Möhringer Straße 10, Girokonto 854 15 Städt. Girokasse Stuttgart.

NEUE BÜCHER

Walther Bienert: *Krieg, Kriegsdienst und Kriegsdienstverweigerung nach der Botschaft des Neuen Testaments*. Evang. Verlagswerk GmbH. Stuttgart. 1952. 128 S., engl. brosch. 6,70 DM.

Dieses sympathisch und ruhig geschriebene Büchlein beschränkt sich nicht darauf, die spärlichen Stellen zu besprechen, die im NT unmittelbar vom Kriegsdienst und irdischen Kriegen sprechen. Es stellt die Frage vielmehr in den größeren Rahmen alles dessen, was im NT Friede und geistliches Friedestiften bedeutet, und der dämonische Widerstand, der sich dagegen erhebt. Die schrittweise gewonnenen Ergebnisse werden dann jeweils als „Thesen“ zusammengefaßt — und es gibt deren nicht weniger als achtunddreißig! Das Ergebnis liegt auf einer mittleren Linie, wird aber schärfer gegen „links“ als nach „rechts“ hin abgegrenzt. Ein dogmatischer Pazifismus wird ebenso abgelehnt wie eine blinde Unterwerfung unter eine staatliche Kriegsentcheidung. Angriffskriege sind verboten; nur Verteidigungskriege sind erlaubt und geboten. Kriegsdienstverweigerung ist es dementsprechend auch nur dort, wo einem die Ungerechtigkeit eines bestimmten Krieges eindeutig klar geworden ist. Trotzdem müssen prinzipielle Kriegsdienstverweigerer Schutz finden, da auch gegen ein irrendes Gewissen „auf keinen Fall“ (?) Gewalt eingesetzt werden darf.

Ich möchte jetzt nicht diese Thesen als solche diskutieren, sondern nur die eine Frage aufwerfen, ob sie in verlässlicher Weise wirklich aus dem NT gewonnen sind. Dies ist m. E. zu verneinen. Bei aller aufgewandten Gelehrsamkeit, die einen plumpen Biblizismus durchaus vermeiden möchte, hat sich der Verfasser nicht hinreichend klar gemacht, wie fremd seine ganze Fragestellung dem NT gegenüber ist, und hat darum aus den Texten Antworten herausgehört, die sie niemals geben wollten. Das Neue Testament kennt kaum den Begriff des Staates, den der Verfasser mit Selbstverständlichkeit handhabt, und es kennt jedenfalls noch nicht die Frage nach dem gerechten oder ungerechten Krieg oder das Problem eines christlichen Dienens im Staate mit eigener politischer Verantwortung. Mit R 13 allein kommt man hier wirklich nicht weiter, oder man kommt eben nur dann weiter, wenn man überinterpretiert. Das gilt m. E. ebenso von der Auslegung des Pilatusgesprächs J 18, wenn es eine positive Lehre von der Staatsgewalt stützen soll; vgl. Theol. Lit. Zeit. 73 (1948) 387 ff. Die Gleichnisse Jesu sollte man jedenfalls nicht mehr dazu ausbeuten, um politische Lehren zu gewinnen. Der Verfasser folgert beispielsweise aus Lk 14, 31 f., daß nach gründlicher Vorbereitung, Überlegung und Beratung mit den Verantwortlichen einem Krieg zur „Verteidigung der Unabhängigkeit“ nach Jesu Meinung nichts im Wege stünde (S. 81). Einfach komisch wird die politische Exegese des bethlehemitischen Kindermordes: es ergibt sich, daß die Eltern Jesu Herodes gegenüber nicht „zum Gehorsam verpflichtet“ waren, sondern vielmehr „das Recht, ja sogar die Pflicht“ hatten, sich seiner obrigkeitlichen Anordnung durch die Flucht „zu widersetzen“ (S. 101).

So stolpern wir noch öfter aus einer vorschnellen Exegese unmittelbar in die Staatsphilosophie oder -theologie hinein, und das entscheidende Phänomen, daß die Christen sich in dieser Welt und auch in der politischen Welt grundsätzlich als Fremdlinge, das heißt: als Ausnahme verstehen, kommt darüber nicht in den Blick. Was dieser Anspruch politisch etwa im Kriegsfall bedeutet oder nicht bedeutet, hat die Kirche zunächst nicht gefragt, es wird erst in den nächsten Jahrhunderten unter großen Mühen allmählich klar. Die Dinge verlaufen hierbei erheblich komplizierter, als die paar einschlägigen Bemerkungen des Verfassers ahnen lassen; vgl. R. Bainton, *The early Church and War*, Harv. theol. Rev. 39 (1946) 189 ff. Sie sind auch heute nicht ein für allemal geklärt und abgeschlossen. Damit soll natürlich nicht gesagt sein, daß es nicht möglich wäre, vom Neuen Testament aus über die Frage des Krieges zu urteilen und Entscheidungen zu fällen. Aber die Urteile liegen hier nicht in einer Form vor, daß sie bloß abzulesen wären. Die Fragen müssen erst einmal gestellt sein, ehe sie sich beantworten lassen. Und da dies im Urchristentum noch nicht geschehen ist, kann die Lösung der uns bedrängenden Probleme nicht auf un mittel bar exegetischem Wege gefunden werden. Sie ist viel stärker eine systematische Aufgabe, die von den neutestamentlichen Grundgedanken ausgeht, aber sie auf neue Gebiete anwenden muß. Und zu deren Kenntnis und Erkenntnis ist wohl auch die Geschichte und die Kirchengeschichte unentbehrlich.

H. v. Campenhausen

Im August erscheint im Quell-Verlag Stuttgart

DIENEN WILL ICH

Ein Buch von Leben und Arbeit der Diakonisse

herausgegeben von

DIAKONISSE SOPHIE SCHWEIKHARDT

116 Seiten, Ganzleinen voraussichtlich 6,80 DM, Engl. Broschur voraussichtlich 4,80 DM.

„Was, Frau Schmid, Ihre Gertrud will Schwester werden? Wie kann man nur als junges Mädchen sich so früh für sein ganzes Leben binden!“ — „Aber liebe Frau Müller, Ihre Dora will doch demnächst heiraten. Bindet sie sich damit etwa weniger, oder ist das Risiko geringer?“

Dieser kleine Ausschnitt aus einem wirklich gehörten Gespräch im Eisenbahnabteil macht wohl zur Genüge deutlich, was für schiefe Vorstellungen vom Diakonissenberuf unter uns verbreitet sind. Diese falschen Bilder zu zerstören und zu zeigen, was es in Wahrheit heißt, die weiße Haube zu tragen, ist die Absicht der Diakonissen, die an „Dienen will ich“ mitgearbeitet haben. Sie legen ganz einfach Zeugnis ab von ihrem Beruf, nicht um für „ihre Sache“ zu werben, sondern um den Herrn groß zu machen, der sie in seinen Dienst gestellt hat.

Im ersten Teil des Buches („Hier bin ich — sende mich!“) ist von der Berufung zum Schwesterndienst und vom Eintritt in das Mutterhaus die Rede, der zweite Teil („Mancherlei Ämter — ein Herr“) vermittelt einen Eindruck von der äußeren Vielfalt und der inneren Einheit des Schwesterndienstes, und der dritte Teil („Leben und volles Genüge“) versucht Antwort zu geben auf die Frage, ob solcher Schwesterndienst es wirklich wert ist, ein ganzes Menschenleben dafür einzusetzen.

Das Buch gehört in die Hand aller, die sich als lebendige Glieder der Gemeinde Jesu Christi wissen. Es sollte aber auch von denen gelesen werden, die dem Christentum fernstehen und nur etwa anlässlich eines Krankenhausaufenthalts auf die weibliche Diakonie aufmerksam werden. Ganz besonders gut eignet es sich als Geschenk für junge Mädchen von der Konfirmation an.

Im folgenden geben wir eine Leseprobe aus dem zweiten Teil des Buches:

... auf rechter Straße ...

Unter Gottes Führung

„Heute muß ich einmal nach Schwester Gisela sehen“, denkt Maria, die Kindergärtnerin des Sanatoriums X. Sie ist eine kleine, warmherzige Person, und die kranke Schwester tut ihr leid.

In ihrer Freistunde sucht sie das kleine Liegehäuschen im Garten auf, in dem Schwester Gisela — meist allein — ihre Liegekur macht. Seit sechs Monaten schon liegt sie dort. Sommer und Herbst ist es inzwischen gewesen, und jetzt schneit es. Die Tannen im Garten tragen dicke Schneepelze.

Die junge Schwester hat ihre Hände unter die warmen Decken gesteckt und hängt ihren Gedanken nach. Plötzlich lächelt sie, denn vor

ihrem Fenster erscheint Maria, in einen dicken Mantel gehüllt, die Hände tief in den Taschen vergraben und ein Tuch um den Kopf gebunden.

„Grüß Gott, Schwester Gisela! Stellen Sie sich vor: ich habe Sorgen!“

„Grüß Gott, Mariechen! Was können Sie denn schon für Sorgen haben?“

„Ach, wissen Sie, wir haben doch jetzt die Gruppe ganz leichtkranker Kinder, die eigentlich nur eine recht gründliche Erholungszeit mit wenigen Liegestunden am Tage nötig haben. Die soll ich betreuen. Und nun ist der Chef auf den Gedanken gekommen, ihnen ganz regelmäßige Turn- und Spielstunden zu verordnen. Sie dürfen aber nicht mit anstrengenden sportlichen Leistungen gefüllt werden, so wie es die Kinder lieben würden, sondern mit einer Art Heilgymnastik. Und ich habe doch Angst vor den Bengeln.“

„Etwas Schöneres kann es doch gar nicht geben, Mariechen. Schreiben Sie mich gesund, und morgen fange ich mit ihren Burschen an!“

Die kleine Kindergärtnerin ist ganz erstaunt über Schwester Giselas fröhliches Gesicht.

„Sie haben leicht reden. Sie kommen aus der Krankenpflege und denken, ich müßte mit meinen Buben umgehen können wie Sie mit Ihren braven, kranken Leuten.“

Lachend kommt die Erwiderung: „Nein, nein, Mariechen, ich rede nicht ganz wie der Blinde von der Farbe. Ich war als junge Probeschwester gar nicht in der Krankenpflege, sondern im Kindersolbad.“

„Und da haben Sie dann in den Badewannen Gymnastik gemacht, wie?“

„Doch nicht ganz! Solbad und Liegekur waren ja nur an drei Vormittagen. An den badefreien Tagen war für jede Altersgruppe eine Kurstunde Gymnastik angesetzt.“

„Und dazu hatten Sie dann in Ihrem großen Betrieb einen besonderen Fachmann.“

„Stimmt ja gar nicht, Mariechen! Mit den vier Bubengruppen habe ich geturnt.“

„Wo hatten Sie denn das gelernt?“ fragt Mariechen mit großen Augen.

„Nun, manches wußte ich von der Schule her, leider nicht sehr viel, weil wir in den letzten Schuljahren fast nur Leistungssport getrieben hatten, und im BdM war es ebenso gewesen. Aber das Mutterhaus schickte mich als junge Probeschwester zu einem kurzen Hortnerinnenlehrgang für Kinderturnen und Gymnastik. Dort habe ich vieles gelernt, was ich nachher bei meinen Buben benützen konnte.“

„Und haben Ihnen die Großen keine Schwierigkeiten gemacht?“

„Eigentlich nie. Eher die ganz Kleinen, die Vorschulpflichtigen. Mit ihnen machten wir das sogenannte Erlebnisturnen. Unsere leitende Schwester war Meisterin darin und hat es mir einige Male mit den Kindern vorgemacht. Die Geschichten fielen ihr nur so zu. Sie hielt die Kinder bis zum letzten Augenblick in Spannung und erreichte es, daß sie mit-erlebend alle Übungen machten, die sie nur wollte. Ein Bild ist mir unvergeßlich. Ich sah ihr das erste Mal zu. Sie machte mit den Kindern in der großen, lichten Turnhalle einen „Spaziergang“. Plötzlich entdeckte Schwester Anna zwischen den Rippen der Heizung ein Nest mit jungen Vögeln. Und es war kein Kind dabei, das nicht, den Zeigefinger

auf den Lippen, im besten und leisesten Zehenschritt, den es seinen Barfüßlein abzwingen konnte, das unsichtbare Vogelnest anschlich, um die Vogelfamilie mit Ernst und Entzücken zu begrüßen. — Für mich freilich blieb die Stunde mit den Kleinen diejenige, die am meisten Vorbereitung forderte. Ich sah nicht ohne weiteres Vogelnester zwischen Heizungsrippen und reife Äpfel an unsichtbaren Bäumen, nach denen man springen konnte. Dafür machten mir die Großen weniger Schwierigkeiten.“

„Davon müssen Sie mir noch erzählen, Schwester Gisela. Ich möchte so gerne wissen, wie Sie das angepackt haben.“

„Es kam immer sehr darauf an, wie mir die erste Stunde gelang. Wenn es da klappte, dann war für die übrigen Stunden schon viel gewonnen, überhaupt bei den ganz Großen, von denen mir mancher schon über den Kopf gewachsen war. Zur ersten Stunde rückten sie immer als geschlossener Haufen an — sie kannten sich ja noch nicht recht aus, und Unbekanntem geht man besser nicht allein entgegen. Auch der größte Langweiler hatte dies eine Mal die Genugtuung, daß alles im Auskleideraum auf ihn wartete. Wenn sie dann in ihrem Turnzeug zur Türe hereinkamen, zum ersten Mal unsere schöne Turnhalle sahen und mitten drin die Schwester im Turnzeug, waren sie einen Augenblick sehr überrascht und ganz still. Diesen Augenblick nützte ich zum ersten, sehr bestimmten Befehl aus, und ehe sie sich besonnen hatten, was sie diesem Sachverhalt gegenüber denken oder tun sollten, standen sie schon in einer Linie vor mir. Damit hatte ich mir das erste Wort gesichert. Und das war gut, das letzte konnten dann ruhig sie haben. Ich sagte ihnen zunächst einiges über den Sinn unseres Turnens, und zwar so, daß ich mich dabei an ihr Ehrgefühl und an ihren Willen zur Leistung wandte. Daß Fußballspiel und einiges andere ärztlich verboten sei, bemerkte ich am Rande, ohne enttäuschte Gesichter zu beachten, und dann konnte es losgehen. Ich hatte für diese Stunde kein sehr großes Programm, sondern ich zeigte ihnen in aller Ausführlichkeit einige der wichtigsten Übungen, sagte ihnen, daß diese nur Erfolg haben werden, wenn wir sie jedes Mal machen, und bat sie darum, mich daran zu erinnern, wenn ich sie je einmal vergessen sollte. Wissen Sie, Mariechen, sonst hätten sie das nächste Mal beim Erscheinen der alten Übungen neben den neuen gesagt: ‚Na, die weiß wohl schon nichts mehr.‘ Die Buben haben das sehr ernst genommen, denn als ich die Übungen einmal — allerdings absichtlich — wegließ, erinnerten sie mich prompt daran. Den Beschluß der Stunden bildete immer ein Wettspiel mit den Medizinbällen, und das war natürlich der mit Begeisterung und Geschrei gefeierte Höhepunkt der ganzen Stunde. Und wenn es auch im Solbadlied der Buben hieß: „Turnen, wie's die Ärtzt' verstehn, 's ist, um auf dem Kopf zu stehn“, so haben sie doch sehr vergnügt mitgemacht, und ich war jedesmal stolz, wenn bei der ärztlichen Schlußuntersuchung etwas vom Erfolg unserer Arbeit zu sehen war. Das kam selbstverständlich nicht allein vom Turnen. Solbäder, Liegekur, die regelmäßigen Spaziergänge und gewiß auch unsere fröhlichen Feste, alles hatte dazu beigetragen — aber das Turnen eben auch.“

„Ach, Schwester Gisela, hoffentlich sind Sie noch hier, wenn die Turnerei bei uns in Gang kommt. Sie könnten mir so gut helfen, und

Ihnen selber würde es auch Freude machen, das sehe ich Ihnen an.“

„Ja, schön wäre es, aber allzu lange werde ich nicht mehr hier sein“, sagt Schwester Gisela, und dabei fliegt der Schatten über ihr Gesicht, den Maria seit einigen Tagen schon beobachtet hat und der der tiefste Anlaß ihres heutigen Besuches ist. Sie wollte nicht gleich mit der Türe ins Haus fallen und hat es dann über der Kinderunterhaltung ganz vergessen. Jetzt fragt sie: „Warum soll denn Ihre Kur so schnell zu Ende sein? Es geht Ihnen doch noch nicht gut!“

„Das ist es ja gerade, kleines Mariechen, ich weiß nun, daß es überhaupt nicht mehr besser werden kann, als es jetzt ist, und deshalb darf ich bald ins Mutterhaus zurück, um dort mitzuarbeiten, so gut ich das noch kann.“

Nun weiß Maria, was Schwester Gisela bedrückt. Aber ehe sie etwas dazu sagen kann, wird sie vom Haus her gerufen, und sie verabschiedet sich mit dem Versprechen, bald wiederzukommen. —

Nachdenklich sieht Schwester Gisela in das Schneegestöber hinaus. Als feststehende Tatsache hat sie es dem kleinen Mariechen gesagt, daß es mit ihrer Gesundheit nicht mehr besser werden wird. In ihr aber ist noch heller Aufruhr. Aus soll es sein mit allem, was sie seither als Schwester gearbeitet hat: aus mit der Kinderpflege, aus mit der Krankenpflege und aus mit der Geisteskrankenpflege; aus auch mit ihren geheimen Zukunftsplänen, die einer wirtschaftlichen Aufgabe — etwa in der Anstaltsküche — gegolten haben. Irgendeine Arbeit, die keine körperliche Anstrengung erfordert, wird sie noch tun können. Aber eben das will und kann sie doch gar nicht. Ist es nicht eine Schande, mit 27 Jahren nicht mehr richtig arbeiten zu können? Wird sie es ertragen können, zwischen all den Gesunden ewig schonungsbedürftig zu sein?

Antwort auf diese Fragen gibt es für sie noch nicht, denn so ruhig sie sich seither der Kur überlassen hat — jetzt ist sie voller Empörung gegen das, was mit dieser Krankheit auf sie zukommt. Antwort, wirkliche Antwort aber würde schon die Überwindung der Auflehnung, den Verzicht auf die Gesundheit, die Bereitschaft für diese ganz neue, ganz andere Zukunft bedeuten. Sie aber will noch festhalten, was doch unwiderruflich vorbei ist. An ihren Augen ziehen all die Aufgaben vorüber, die ihr in den nun beinahe sieben Jahren seit ihrem Eintritt gestellt waren. Und da hebt sich ihr ganz besonders eines hervor: die Zeit in der Geisteskrankenpflege. Damals, bei Kriegsbeginn, als das Kinderheim zum Lazarett wurde und die Kindererholungsarbeit aufhörte, war sie in die Geisteskrankenpflege gekommen. Das Haupterlebnis jener Zeit war ein ganz innerliches und ist mit Worten schwer zu fassen. Wie war es denn zugegangen, daß sie damals in jene große innere Not kam? Die Kranken waren ihr ans Herz gewachsen wie die Kinder. Eine besondere Freude hatte sie an einem begabten, etwa zwanzigjährigen Mädchen, das schwerkrank gebracht worden war. Nun ging es ihm beinahe wieder ganz gut, und man dachte schon ans Heimgehen. Aber da geschah das Furchtbare: das Mädchen wurde von einem neuen, schlimmeren Schub der Krankheit überfallen und die Hoffnung auf Heilung für immer zerstört. In dieser Zeit fing Schwester Gisela an zu fragen, wo man denn auch nur einen Schimmer von Gottes Liebe in all diesem Elend sehen könne. Das

Grauen dieser furchtbaren Krankheit starrte sie von allen Seiten an. Hatte das Leben dieser armseligen, gequälten Kreaturen noch irgendeinen Sinn? Warum tat denn der Gott der Liebe hier gar nichts? Diente sie Ihm wirklich, indem sie diese Ärmsten pflegte? Ein unscheinbares Wort der Bibel war es, das Schwester Gisela eines Tages half und ihren Weg aus der Verzweiflung zeigte. Es riß sie plötzlich aus ihrer Blindheit. Sie sah, daß Gott alles für ihre Kranken getan hatte: Er schenkte ihnen Seinen Sohn. Sie sah, daß die Liebe Gottes in ihrer Fülle sichtbar wurde: im Erscheinen Jesu Christi. Und sie begriff zugleich, daß sie nach dieser Liebe sonst nirgends suchen durfte. Das war aber auch gar nicht nötig, denn sie erkannte, daß diese Wirklichkeit der Liebe Christi weder vom Grauen der Krankheit noch von irgendeiner anderen Macht ange tastet werden konnte. Auch die Krankheit konnte ihre Kranken nicht wegreißen von der Liebe Gottes, die in Jesus Christus sichtbar ist.

Von diesem Tage an erfüllte sie eine große Freude, und sie sah ihre Kranken wieder mit anderen Augen an. Nichts mehr war hoffnungslos, denn sie dachte beim Anblick der Geplagten oft daran, daß diese gleicherweise wie sie selbst berufen waren zum Reiche Gottes, zur Befreiung und Vollendung ihres hart gebundenen Lebens. —

Schwester Gisela atmet tief auf. Das Schneegestöber hat aufgehört, ohne daß sie es merkte. Durch leichten Dunst strahlt eine freundliche Wintersonne. Wieder einmal ist es Gisela, als sei ein dunkler Vorhang, der ihr alles verdeckte, zerrissen, und sie schaue in weites Land. Und was sie sieht, ist, daß das, woran sie damals für ihre Kranken so fest glaubte, auch heute für sie selbst das einzig Notwendige ist. Sie spürt: wenn sie sich durch ihre Krankheit nicht von Christus trennen läßt, dann kann sie getrostens Herzens krank sein. Indem sie dieses Ja zur Krankheit sagt, erfährt sie, daß sie dies nicht nur enger mit der Krankheit verkoppelt, sondern diese zugleich in geheimnisvoller Weise von ihr abbrückt und zu etwas Zweitrangigem macht.

Als die kleine Maria am Abend noch einmal in Schwester Giselas Zimmer schlüpft, findet sie einen Menschen, der beinahe fröhlich bereit ist zu einem ganz anderen Diakonissenleben, als er es sich seither vorgestellt hat.

Die Mitarbeiter dieser Beilage:

- Professor D. Hans Freiherr v. Campenhausen, (17 a) Heidelberg,
Rohrbacher Str. 60
Pfarrer Karl-Heinz Schoener, (17 a) Heidelberg, Handschuhsheimer
Landstr. 52
Pfarrer i. R. Daniel Schubert, (14 a) Stuttgart-Degerloch,
Kastanienweg 2
Pfarrer Robert Zitt, (17 b) Freiburg/Br., Josephstr. 5

Schriftleitung: Pfarrer Helmuth Meerwein, (17 a) Karlsruhe, Blumenstraße 1. — Verlag: Quell-Verlag und Buchhandlung der Evang. Gesellschaft in Stuttgart GmbH., Stuttgart O, Urbanstraße 25, Postschließfach 897. — Druck: Verlagsdruckerei Conradi & Co., Fellbach bei Stuttgart. — Bezug durch jede evang. Buchhandlung oder direkt vom Verlag. — Preis bei gesondertem Bezug der Beilage vierteljährlich DM 3.35 einschl. Versandkosten, Einzelnummer DM -.60. Alle Rechte vorbehalten.